

Besprechungen

Geschichte

Löwith, Karl: Weltgeschichte und Heilsgeschehen. (231 S.) Stuttgart 1953, Kohlhammer. Br. DM 3,60.

Die Voraussetzung, die jede Geschichtsphilosophie machen muß, ist die, daß die Geschichte einen Sinn hat, der aus ihr selbst zu erkennen ist. Diese Voraussetzung trifft aber nicht zu. Das Altertum wußte nichts von einem solchen Sinn. Erst die jüdisch-christliche Offenbarung hat auf ihn hingewiesen. Und so ist die Geschichtsphilosophie von dieser Offenbarung bedingt; sie kam erst auf, als das Christentum säkularisiert worden war. Die Bibel und dann Augustinus unterscheiden zwischen Heilsgeschehen und Weltgeschichte. Jenes vollzieht sich zwar mitten in dieser; aber es gehört nicht zu ihr, ist nicht von ihr abhängig und entwickelt sich nicht mit ihr. Joachim von Floris hat als erster die eschatologische Vollendung in den letzten Abschnitt der irdischen Geschichte selbst verlegt und damit der Geschichtsphilosophie den Weg gebahnt. In der Folge wird die des Heilsgeschehens mit der Weltgeschichte vermengt (Hegel) und schließlich ihr einfach gleichgesetzt; es entstehen Philosophien, die sich gegen ihre eigenen Voraussetzungen wenden und utopisch werden.

A. Brunner S.J.

Childe, Gordon: Stufen der Kultur. Von der Urzeit zur Antike. (348 S.) Stuttgart 1952, W. Kohlhammer. Ln. DM 14,40.

Von den Urfängen der Kultur führt das Buch den Leser über die Jungsteinzeit, die Kupfer- und Bronzezeit und die Eisenzeit bis in die antike Welt. Es berichtet über die ersten Städtegründungen und den Aufschwung, den die Kultur damit nahm. Das Wirtschaftliche hat dabei den Vorrang. In den alten Kulturen ist dies auch verständlich; die meisten Überreste zeugen vom wirtschaftlichen Leben des damaligen Menschen. Aber auch für die andern Kulturen ist diese Darstellung nicht ohne Reiz, zumal der V. nicht dem marxistischen Irrtum verfällt, im Geistigen nur einen ideologischen Überbau über den jeweiligen wirtschaftlichen Verhältnissen zu sehen. Aber seine Einstellung ist pragmatistisch-positivistisch. Die Religion bezeichnet er als eine Ideologie. So einfach liegen die Dinge selbst bei heidnischen Religionen nicht. Das Religiöse hat er nicht verstanden. So sagt er: „Es ist bezeichnend für die Zähigkeit von Überlieferungen, daß der Brauch, die Toten mit Ocker zu bestreuen, sich 20 000 Jahre lang erhielt, obwohl die Erfahrung längst seine Vergeblichkeit gezeigt hatte“ (S. 50). Er setzt also offenbar voraus, die damaligen Menschen seien so naiv gewesen, von dieser Zeremonie

die einfache Wiederbelebung des Toten und seine Rückkehr ins bisherige Leben zu erwarten; von dem tiefen symbolischen Sinn, den sie damit verbanden, ahnt er offenbar nichts. Entsprechend sind seine Ansichten über das Christentum. Es ist schade, daß diese Einstellung dem reichhaltigen Buch eines guten Kenners der Tatsachen abträglich ist.

A. Brunner S.J.

Marañón, Gregorio: Tiberius. Geschichte eines Ressentiments. (278 S.) München 1952, Nymphenburger Verlagshandlung. Brosch. DM 12,—. Glb. DM 15,80.

Daß der Verfasser nicht nur ein geistvoller Schriftsteller und vielseitig gebildeter Historiker, sondern auch Arzt und Psychologe ist, verleiht dem vorliegenden Buche nicht nur einen besonderen Reiz, sondern vor allem einen besonderen Wert. Das Thema „Tiberius“ ist immer wieder von der Geschichtsschreibung in Angriff genommen worden. Seit den Tagen seiner Zeitgenossen hat er viele Ankläger und auch einige Verteidiger gefunden. Nun hat Gregor Marañón seine Lebens- und Herrschergeschichte als die Geschichte eines Ressentiments geschrieben. Das besagt, er behandelt ihn als einen Menschen, dessen Schicksal weitgehend von seelischen Störungen und einem erkrankten Gemüt bestimmt war. Wenn Marañón sagt: „Aber stets bestimmt der zufällige oder absichtsvolle Einfluß des Milieus in letzter Instanz über unsere moralische Laufbahn“ (60), so finden wir diese Formulierung zwar überspitzt und daher unrichtig, wollen aber keineswegs leugnen, daß die Umwelt unsere moralische Entwicklung mitbestimmt.

Um den Kaiser Tiberius weht, je älter er wird, eine immer eisigere Luft. Wie die eitrigen Geschwüre in seinem Gesicht, so wächst die moralische Fäulnis dieses Mannes. Ein umsichtiger Feldherr, ein tüchtiger Bürokrat, aber durch und durch vergiftet vom Menschenhaß. Und dieser giftige Haß bringt Tod und Verderben nicht nur über Senat, Ritterschaft und Volk, sondern selbst über die kaiserliche Familie und Verwandtschaft und die nächste Umgebung. Wie ein Pesthauch geht es von Capri aus.

Und da reißt nun Marañón den kaiserlichen Pupur von den ekligten Schwären der Seele und des Leibes und zeigt auf die Entzündungsherde im Untergrunde des Menschen Tiberius. Das reicht bis in die Kindheit zurück. Die Eltern sind lange Zeit politische Flüchtlinge, dann verrät seine Mutter, die ehrgeizige Livia, den Gatten und die Kinder, indem sie sich scheiden läßt und den Machthaber Oktavian heiratet. Sie wird Kaiserin, aber der neunjährige Tiberius hält die Leichenrede an der Bahre seines einsam verstorbenen Vaters, Tiberius Claudius Nero.

Später, als Tiberius glücklich verheiratet ist, zwingt ihn der Wille seines kaiserlichen Stiefvaters, die Gattin zu verstoßen und die sittenlose Kaisertochter Julia (aus erster Ehe) zu heiraten. Immer wieder muß sich Tiberius despotischer Willkür fügen. Da er nun seiner Veranlagung nach ohnehin ein schwieriger, gehemmter Mensch ist, erzeugt dies Herumgestoßenwerden jene gefährliche Gemütskrankheit, die man Ressentiment nennt. Es fraß immer tiefer. Tiberius, nach außen pedantisch streng und pflichtbewußt, leidet an inneren Geschwüren, bis ihm die Machtübernahme nach des Augustus Tod die Möglichkeit bietet, sich zu rächen. Wenn er auch nicht alle Verbrechen begangen hat, die ihm seine Feinde und die Volksphantasie zur Last legten — auch die behutsame und besonnene Kritik Marañóns muß genug stehen lassen, daß ein abstoßendes Charakterbild daraus wird. Ein abstoßendes Bild, ja, aber dem Schauder gesellt sich das Mitleid hinzu. Was würde aus diesem Manne geworden sein, wenn sein verwundbares Gemüt rechtzeitig pfllegerische Hände gefunden hätte? So führt Marañón, der Arzt und Seelenkenner, hinter die Außenseite tief ins Innere einer der umstrittensten geschichtlichen Persönlichkeiten, und sicher ist sein Werk ein hervorragender Beitrag zum Verständnis des Tiberius und seiner Zeit. Kein Buch für jedermann, wohl aber für nachdenkliche und reife Leser.

G. Fr. Klenk S.J.

Fisher, H. A. L.: Die Geschichte Europas. 2 Bände. (607 u. 623 S.) Stuttgart 1952, Ernst Klett. Ln. DM 44,—.

„Die Kultur, die wir als typisch europäisch betrachten“, beruht „nicht auf einer Gemeinsamkeit der Rasse, sondern auf einem gemeinsamen geistigen Erbe, auf gemeinsamer Leistung und einem gemeinsamen religiösen Hoffen und Glauben.“ „Zu diesem Erbe hat jedes europäische Volk einen bestimmten, ihm eigentümlichen Beitrag geleistet.“ Diese Worte aus der Einleitung kennzeichnen den weiten Geist, in dem Fisher sein Werk geschaffen hat.

Das neue kommende Europa muß auch von den Historikern mitgeschaffen werden, indem sie den Ballast und die Blöcke aus dem Wege räumen, mit denen viele einseitig nationalistische Geschichtsdarstellungen aus der Vergangenheit und der Gegenwart den Weg zu einer neuen abendländischen Einheit versperren. Fisher leistet hier gute Arbeit. Nur wo ihn die Grundsätze eines unentwegten Liberalismus einengen, d. h. besonders der katholischen Kirche und hier wieder vor allem den Jesuiten gegenüber, verliert er manchmal den unbefangenen Blick.

Ein bezeichnendes Beispiel sowohl für seine europäische Weite als auch seine „freisinnige“ Enge ist seine Wertung der katholischen Restauration in Deutschland. Bezüglich der Ereignisse des Dreißigjährigen

Krieges bemüht er sich, dem Hause Habsburg gerecht zu werden, sieht dann aber in Ferdinand II. doch wieder vor allem den Schüler der verabscheuten Jesuiten.

An der neueren deutschen Geschichte spart er nicht mit Kritik, und leider bietet sie ja auch genug Anlaß dazu. Aber es ist abwegig, die Theorien Hegels, Bismarcks und Treitschkes für die klassische deutsche Staatslehre auszugeben (II 556), als ob die deutsche Geschichte erst im letzten Jahrhundert begonnen hätte. Sehr wohlwollend urteilt Fisher über die Weimarer Republik und erkennt, wie ungerechtfertigt das französische Mißtrauen ihr gegenüber war. Daß er über die ungeschickte Politik Wilhelms II. scharfe Worte findet und mit der nationalsozialistischen Revolution scharf ins Gericht geht, ist selbstverständlich. Ebenso rügt er die politische Unreife des deutschen Volkes.

Im ganzen: er ist manchmal einseitig, versteht nicht immer die besonderen Verhältnisse und Schwierigkeiten Deutschlands; die alte abendländische Reichsidee bleibt ihm in ihrem Wesen verschlossen, und bisweilen empfindet man seine Urteile als ungerecht. Aber dies tritt zurück, wenn man den allgemeinen Entwurf seines Werkes betrachtet. Und auch, wo man seine Ansichten nicht billigen kann, hat man nicht den Eindruck, daß er sich einer Wahrheit grundsätzlich verschließe. Auf keiner Seite seiner Geschichtsdarstellung kommt man auf den Gedanken, daß nun für ein Gespräch kein Raum mehr bleibe, daß über irgendwelche historische Streitfragen mit ihm nicht mehr zu reden sei.

G. F. Klenk S.J.

Preidel, Helmut (Herausgeber): Die Deutschen in Böhmen und Mähren. Ein historischer Rückblick. Zweite durchgesehene und erweiterte Auflage. (392 S., 17 Karten.) Gräfelfing bei München, Edmund Gans. Ln. DM 13,80.

Wenn man sich erinnert, welchen Feuerofen der Trübsal die sudetendeutschen Vertriebenen und Flüchtlinge nach dem Zusammenbruch durchzustehen hatten und welches Unrecht ihnen angetan worden ist, so ist man bei der Lesung obengenannten Buches überrascht. Die erlittene Unbill ist nur noch wie ein fernes Geschehnis spürbar, so ganz beherrscht ist alles von Sachlichkeit. Es ist die nüchtern erzählte und mit verhaltener Liebe zur Heimat gestaltete Geschichte selber, die für die ihres Vaterlandes Beraubten spricht. Nicht nur jeder Sudetendeutsche, jeder gebildete Deutsche müßte das Werk, eine Gemeinschaftsarbeit verschiedener namhafter Autoren, lesen, um zu verstehen, was im böhmisch-mährisch-schlesischen Raum seit rund tausend Jahren von deutschen Bauern und Bürgern, später von Künstlern und Gelehrten, Dichtern und Wirtschaftlern geschaffen worden ist, wie sich Deutsche und Tschechen gegenseitig ergänzt haben und wie